

Was man nicht leben kann, hat keinen Wert

Bruno Hildenbrand im Gespräch mit Tom Levold und Petra Bauer

TL: Lieber Bruno, für den Kontext interviewen wir seit über zehn Jahren Menschen aus dem systemischen Feld zu ihrem Leben, ihrer Arbeit und ihren Ideen. Und da 2018 dein 70. Geburtstag ansteht, nehmen wir das als Gelegenheit, ein Gespräch mit dir zu führen. Bei deinem Werdegang interessiert uns: Was verbindet dich eigentlich mit dem Feld systemischer Therapie und Beratung? Wie ist der Konnex zwischen soziologischen und sozialwissenschaftlichen Impulsen und diesem Praxisfeld? Was ist dein persönlicher Beitrag zur Ausgestaltung dieses Verhältnisses? Und wie würdest du deinen Lernweg beschreiben – und welche Implikationen hat das für die Art deiner Lehre gehabt?

PB: Wir wissen zwar einiges über Ihren wissenschaftlichen Werdegang, aber wenig über Ihr Aufwachsen und Ihre Kindheit.

BH: Also wenn man von hier (Stuttgart) 150 Kilometer weiter nach Westen geht, dann kommt man ziemlich genau da hin, wo ich herkomme.

TL: Nämlich wo?

BH: Aus dem Schwarzwald, aus Oberkirch bei Straßburg. »Bei Straßburg« ist übertrieben, es ist 20 Kilometer entfernt von Straßburg. Ich komme aus einer abenteuerlichen Familie. Meine Großmutter bekam 1916 ein uneheliches Kind, meinen Vater. Davor hatte sie schon eins gehabt. Das ist natürlich krass in so einem rabenschwarzen Kaff wie Oberkirch. Unverheiratet, zwei Kinder großziehen – gearbeitet hat sie in der örtlichen Papierfabrik als Packerin. Dann kam sie auf die Idee, sie müsste ihre Söhne auch da unterbringen. Die haben beide dort Papiermacher gelernt. Die haben das Papier gemacht, das ich dann später beschrieben habe. Darum finde ich es heutzutage immer ganz toll, wenn die bürgerlichen Linken in Marburg, die ja alle aus großbürgerlichen Verhältnissen kommen, mir erklären, was das Arbeitermilieu ist.

Das war die eine Hälfte der Familie mütterlicherseits oder väterlicherseits. Also meinen Großvater kenne ich zum Beispiel gar nicht. Aber was sozialhistorisch interessant ist, dass mein Onkel ein Verdingkind war, allerdings bei der Familie seiner Mutter. Irgendwann hat er beschlossen, dass er das nicht mehr will. Er geht zurück zu seiner Mutter: »So, jetzt bin ich da. Ich gehe nicht mehr.« Dann hat sie ihn halt auch untergebracht als Papiermacher-Lehrling. Das hat der gemacht bis zu seinem Tod, beziehungsweise bis zur Berentung. Wenn man heute das Stichwort Verdingkind bringt, kommt gleich das große Lamento, das muss was ganz Schlimmes gewesen sein. Dabei kommt es auf den Zusammenhang an. In diesem Zusammenhang war es nicht ganz so schlimm. Der hat sich ganz gut im Leben behauptet.

- TL: Und dein Vater hat das auch sein Leben lang gemacht?
- BH: Nein, der hat im Krieg einen Arm verloren, so wie ich. Nur, seiner war dann weg, meiner ist nur noch außer Funktion. Das war bei ihm der rechte. Dann hat er hier in Stuttgart umgeschult auf Buchhalter. Das hat er dann gemacht.
- TL: Als du zur Welt gekommen bist 1948 ...
- BH: ... hat er das schon hinter sich gehabt. Der war mitten im Krieg hier. (...) Mein Aufwachsen in einer Kleinstadt hat mich geprägt. Vor allen Dingen in einer Familie, die noch immer ein bisschen randständig war, was man aber nicht gemerkt hat. Das war alles ganz normal. Außerdem war noch wichtig, dass es eine französische Garnison gab und dass man sich an den Deutsch-Französischen Club anschließen konnte. Ich war dann dauernd dort, allerdings weniger aus Völkerverständigungsgründen als aus pragmatischen Gründen. Denn es gab dort ein Glas Rotwein für 20 Pfennig und eine Schachtel Zigaretten für 50 Pfennig. Gegen Ende des Monats wurden sie billiger, weil die Soldaten dann ihre Rationen verkauft haben. Das war ein übles Kraut, das hieß *Gauloises Troupe*. Wenn man etwas mehr Geld hatte, dann konnte man auch richtige *Gauloises* kaufen oder wenn man noch mehr Geld hatte, *Gitanes*.
- TL: Wie alt warst du da?
- BH: Da war ich dann schon 16.
- TL: Warst du alleine als Kind oder hast du noch Geschwister?
- BH: Ich habe eine Schwester, neun Jahre jünger als ich. Die arbeitet in einer Apotheke und ist dem Kaff treu geblieben.
- TL: Und du hast früh den Impuls gehabt, dort wegzugehen?
- BH: Ja, gedanklich war ich sowieso in anderen Sphären. Ich hatte einen Kumpel, wir haben zusammen das Zeugs gelesen, das damals gängig war, Sartre usw., wir hingen im republikanischen Club herum. Wir nahmen alles mit, was es zu nehmen gab. Dann war ich noch Schlagzeuger in einer Band mit meinem Cousin, der den Bass spielte. Warum er den Bass kriegte, weiß ich jetzt nicht mehr. Sonst wäre ich Bassist geworden.
- PB: Sie sind dann in Offenburg auf die Schule gegangen?
- BH: In Offenburg auf ein Wirtschaftsgymnasium, das war die Resterampe für alle, die im Gymnasium unangenehm aufgefallen sind, wie zum Beispiel ich. Weil ich aufmüpfig war. Dann hat man mich vor die Wahl gestellt: »Entweder du bleibst sitzen oder du gehst nach Offenburg.« Die Lehrer dort waren auch von der Resterampe.
- TL: Da warst du in guter Gesellschaft.
- BH: In bester, ja.
- TL: Gab es denn ein intellektuelles Schlüsselerlebnis? Oder was hat dir den Weg zur Politik, zu sozialen und intellektuellen Themenstellungen eröffnet?

BH: Als Grundschüler habe ich für das erste Zeugnis ein Buch gekriegt, das hieß: »Sigmund Rüstig«. Das beschreibt die Überfahrt einer englischen Kolonialfamilie in die Südsee. Da fahren die also hin und es kommt ein Sturm auf. Dann sagt der alte Maat, also der Mann, der zwischen Kapitän und sechs Leuten steht, zu dem Jungen, aus dessen Perspektive die Geschichte erzählt wird, dass er jetzt die Totenlichter setzen muss. Da kriegt der einen Schrecken. Das Herz fällt ihm in die Hose. Da sagt er: »Nicht so schlimm, ich muss nur die Kajüten-Fenster mit Holz abdichten, weil es kommt ein Sturm und wenn der das Glas durchschlägt, dann gehen wir unter.« Aber die Totenlichter haben halt nichts genutzt, das Schiff ging trotzdem unter. Und Sigmund war ein praktischer Mensch und hat auf einer Koralleninsel dann eine Notunterkunft gebaut, bis dann die Rettung kam. Das war das eine. Das zweite Buch war der Schmiedledick. Das ist eigentlich nichts anderes als eine Landeskunde von Baden. Der Schmiedledick wird von Zigeunern aufgegriffen, die ihn in ihrem Zigeunerwagen durch ganz Baden fahren. Das war das zweite Buch, bildungserlebnismäßig.

TL: Da hast du angefangen, dich für das Fremde zu interessieren?

BH: Soweit würde ich gar nicht gehen. Das hat mir nur gezeigt, dass es interessante Sachen auf der Welt gibt, die sind in Büchern enthalten. Und dann habe ich mit meinem Kumpel Georg das ganze Sartre-Zeug gelesen, wahrscheinlich nicht verstanden. Und der Georg, der hat gemalt und wir haben dazu Stockhausen gehört, den Gesang der Jünglinge im Feuerofen, nachts, nachdem wir uns ordentlich abgefüllt hatten – in der Messe bei den Franzosen.

TL: Da steckt doch ein Suchschema dahinter, also auf Sartre muss man ja auch erst einmal kommen.

BH: Ja gut, der hat mich halt angesprochen. Ich hänge ja heute noch dran. Unser Sohn hat ja das dumme Schicksal, dass er mit Zweitnamen noch Hans-Paul heißt. Er hat immer das Französische gehasst. Jetzt hat er eine Frau aus Frankreich, deren Onkel bei Sartre studiert hat. Jetzt sag mir mal, wo da die Logik steckt? Das kann man nur mit einem Rhizom-Konzept erklären, dass irgendwann mal was hochkommt, was schon immer da war und zack, ist es da. Da war kein Suchschema dahinter. Ich glaube, man sucht nicht, man wird gefunden, um es mit Camus zu sagen.

TL: Aber du musst ja in eine bestimmte Richtung eine Offenheit gehabt haben.

BH: Na klar, man muss Rezeptoren dafür haben. Die ganze Existenzialphilosophie, die ja einem Schwarzwälder, siehe Heidegger, nicht besonders fremd ist, die hat auch dazu geführt, dass man sich mit dem Zeug auseinandergesetzt hat.

TL: Gab es Vorbilder, Lehrer?

BH: Wir hatten einen Lehrer, der war nicht ganz so doof wie die anderen. Dem hat es dann irgendwann mal gestunken, dass er immer irgendwelche Per-

silscheine für Kriegsdienstverweigerer ausfüllen muss. Mit dem war ich auch noch weitläufig verwandt. Das war *ein* Lehrer. Der Rest war unterm Strich. Französisch habe ich auf der Gasse gelernt, die übelsten Sprüche. Und die habe ich dann am Tag drauf immer bei unserer Französischlehlerin ausprobiert, die dann einen leuchtend roten Kopf hatte, regelmäßig.

PB: Spielte die Nähe zu Frankreich als Einfluss eine Rolle?

BH: Nein. Meine Verwandtschaft mütterlicherseits, die ein kleinbäuerliches Milieu hat, die hat einen Bauernhof oben auf einem Berg, 700 Meter hoch. Der hat aber nichts abgeworfen. Dann hatte mein Großvater noch eine Kneipe aufgemacht. Die hatten also einen Bauernhof mit Gasthof. Der Großvater ist dann allerdings früh mit 54 gestorben. Die hatten Verwandtschaft in Straßburg. Mit meinem Vater war ich einmal im Jahr in Straßburg im Münster. Gut, man hätte auch auf den Wacken gehen können, wo die Ringerwettbewerbe waren. Aber wir besichtigten halt das Münster. Ja, das war schon ein eher intellektuelles Milieu. Was man bei einem Papiermacher nicht erwartet. Aber das ganze Milieu war so. Der Sohn von meinem Onkel, der Bassspieler, war dann am Schluss Staatssekretär in Schleswig-Holstein, Regierungssprecher. Irgendwie sind die Männer was geworden. Meine Cousine war dann im Kloster, wo sie aber rausgeworfen worden ist. Sie war unehelich, ihre Mutter ist aus der Uckermark, wo man protestantisch ist, in den Schwarzwald gezogen. Da kam sie mit ihrem preußischen Slang bei uns nicht gut an, weil die Preußen haben uns den Vormärz ver- saubeutelt. Sie kam nicht gut an, hat auch nicht die Klappe gehalten und dachte, sie müsste sich jetzt zu 150 Prozent angleichen. Dann hat sie ihre Tochter sozusagen an die Kirche ausgeliefert und die hat sie kaputt gemacht, ist meine Theorie. Naja, ist eine kühne Theorie, dass die die kaputt gemacht haben, dazu gehören ja auch zwei. Jedenfalls hat sie schlechtere Startbedingungen gehabt als wir Jungs.

TL: Wir reden ja jetzt von den 60er Jahren. Da lag ja eine Menge in der Luft. Wie bist du drauf gestoßen? Durch Lesen oder Kino?

BH: Da gab es einen Club in Offenburg, den ich einfach nur als Ort, wo man Bier trinken konnte, in meinem Gedächtnis habe. Da hing ich auch öfters rum, wenn ich nicht grad bei den Franzosen war. Ich habe nichts davon mitgekriegt, dass Frankreich damals im Algerienkrieg war. Ich habe nicht mitgekriegt, dass die Fallschirmspringer damals den Serge Gainsbourg in Straßburg abmurksen wollten, weil er die französische Nationalhymne auf Reggae gebracht hat. Die Fallschirmspringer haben mir sogar angeboten, ich dürfte mal bei ihnen Fallschirm springen. Meine Eltern dachten, das sei zu gefährlich. Da wäre ich ja in deren Einflussbereich geraten, aber politisch war das damals bei mir alles absolut neutral.

TL: Aber dann hast du den Kriegsdienst verweigert?

BH: Nein, mein Kumpel Georg hat den Kriegsdienst verweigert, ich nicht. Ich hatte nicht das Gefühl, dass ich das müsste. Nach einer Weile bei der Bundeswehr dachte ich aber: »In so einem Sauhaufen willst du nicht bleiben.« Ich wollte aber auch nicht das große Trallala machen, sondern habe mich dann erstmal nur zum Vertrauensmann der Kompanie wählen lassen, habe mir eine zentrale Dienstverordnung besorgt und habe angefangen, die wörtlich auszulegen. Jetzt könnte ich sagen, da war ich schon früh von Garfinkel beeinflusst, das wäre gelogen. Jedenfalls hat es funktioniert. Meine Garfinkeleien haben geklappt. Ich bin sogar auf den letzten Drücker noch befördert worden zum Gefreiten, da gab es mehr Kohle. Und dann wurde Helmut Schmidt Verteidigungsminister und sowieso alles besser. Jedenfalls hat Schmidt dann erlassen, dass die, die einen Studiengang anfangen wollen und das nur einmal jährlich können, schon im Oktober entlassen werden können. Dann habe ich geguckt, welcher Studiengang dafür in Frage kommt, das war das sozialwissenschaftliche Grundstudium an der Uni Konstanz. So geriet ich an Luckmann. Ich könnte jetzt natürlich die Geschichte auch anders erzählen. Ich könnte sagen: ...

TL: ... Dass Luckmann dich gefunden hat.

BH: Nein, »ich wusste schon immer, dass die Phänomenologie mein Ding ist«, siehe Sartre und so. Aber das wäre gelogen. Es ist nicht so, sondern der reine Zufall. Also wenn einer sagt – das kommt demnächst in meinem Genogramm-Buch – sein Leben lang habe er Entscheidungen getroffen, die immer die richtigen gewesen sein, dann stimmt es meistens auch nicht. In der Regel läuft es auf Zufall hinaus. Streng nach Goethe: »Du glaubst du schiebst und wirst geschoben.« Dann war ich also bei Luckmann, weil dort das sogenannte integrierte sozialwissenschaftliche Grundstudium anfang, aber immer nur im Oktober. Und den Ort habe ich mir gezielt ausgesucht, um mir zu erschleichen, dass ich ein Vierteljahr früher entlassen werde. Jedenfalls war ich dann schließlich in Konstanz und habe Luckmann gehört. Als ich ihm erzählte, dass es mich sehr interessiert, was er da zu bieten hat, ich hätte sowieso die ganze Zeit immer Sartre gelesen, das käme mir irgendwie bekannt vor, hat er mir unter der Hand doch zu verstehen gegeben, dass der Sartre ein Idiot ist. Das hat mich aber nicht abgeschreckt, es war interessant genug bei Luckmann zu studieren und seiner Entourage.

Dann war ich halt in Konstanz. Ich kam von der Bundeswehr nahezu mit Glatze. Ich dachte: »Heiliger Bimbam, die rennen alle mit irgendwelchen Matten auf dem Kopf rum und ich habe noch eine Glatze.« Dann habe ich den Kriegsdienst verweigert. Da musste ich zweimal hin, einmal bin ich durchgefallen. Die Zeit bei der Bundeswehr hat mir schon gezeigt, dass das ein Misthaufen ist. Also das war keine demokratische Armee. Das wurde sie zuerst unter Schmidt – und nicht mal unter Schmidt.

- TL: Aber jetzt zurück zu Konstanz – du bist doch nicht durch Zufall in die Soziologie hineingeraten?
- BH: Nein, kein Zufall. Der Luckmann war der Zufall. Die Soziologie war immer gleich, habe mir nie was anderes alternativ überlegt. Zum Beispiel Pädagogik oder irgendetwas, nichts.
- PB: Aber Psychologie steht noch auf dem Lebenslauf. Das hat mich dann schon sehr erstaunt. Sie sind ja als Soziologe ausgewiesen.
- BH: Zur Psychologie habe ich auch so meine Dönekas zu erzählen. Also ich war lang genug indoktriniert vom Luckmann, was Methodologie angeht. Dann habe ich halt Psychologie studiert. Politikwissenschaft sowie so. Dann kam noch Rechtswissenschaft dazu. Die war didaktisch unter aller Sau. Da wirft man dir einen Fall hin und sagt: »Jetzt interpretieren Sie das mal.« Ja, was will man da machen? Das habe ich dann gelassen. Was hat noch dazugehört. Ja, Ökonomie hat auch noch dazugehört. Das war stinklangweilig. Dann habe ich halt noch die Psychologie dazu genommen. Das war nicht besonders gehaltvoll, viele psychologische Bonsai-Theorien, von den Grundlagen der Theoriebildung nichts. Und dann bin ich nicht mehr hingegangen. Gerettet hat mich Heinz Walter. Der war Assistent bei Schneewind und so ein frühes Genie, der hat relativ schnell eine Professur gekriegt in Konstanz, worüber er heute noch jammert, dass es zu früh kam. Der ist auch Psychoanalytiker. Und bei dem konnte ich mit George Herbert Mead landen. Das war nicht zu weit von der Soziologie weg. Bei dem habe ich dann studiert, konnte jeden Blödsinn schreiben in den Seminaren als Hausarbeit, das hat der akzeptiert, weil er es interessant fand. Ohne den hätte ich das Studium nicht abgeschlossen. Dann habe ich noch Politikwissenschaft studiert. Natürlich alles irgendwie mit Interesse. Damals war besonders interessant der Nordirland-Konflikt. Da kenne ich mich heute noch aus. Und da bin ich dann drüber geprüft worden, das kam auch gut raus. Mein Psychologiestudium ist, wenn man es genau nimmt, gar keins. Keine Methoden, keine Theorien. Das war eigentlich mehr Soziologie, Identitätstheorien im amerikanischen Pragmatismus, die ich mir selber angeeignet hatte, weil es keinen in Konstanz gab, der das für lehrenswert erachtet hätte. Und dann kam eine Weichenstellung.

Luckmann hatte als Assistenten Walter Sprondel,¹ der einzige Soziologe in seinem Umfeld. Der andere war Richard Grathoff.² Der war eigentlich Mathematiker und ein ziemlicher Chaot. Aber seine Kunst war Networking. Der hat die ganzen Leute von der *New School for Social Research*, an der er

1 Walter Michael Sprondel (*28.03.1938) war bis 2003 Professor für Soziologie an der Universität Tübingen.

2 Richard Helmut Grathoff (30.8.1934-10.11.2013) war ein deutscher Phänomenologe und Professor für Soziologie an der Universität Bielefeld.

promoviert hatte, nach Konstanz geholt. Grathoff hatte eine Schwester, die war psychisch krank und Patientin auf der Reichenau. Manchmal war sie dann auch Kunsttherapeutin auf der Reichenau, denn sie war auch Künstlerin. Die hat eine »schizoaffektive Psychose« gehabt, wie es damals noch hieß. Und weil Grathoff nie privat von Dienst unterscheiden konnte, hat er ein Forschungsprojekt mit Luckmann angezettelt. Das hieß »soziale Relevanz und biografische Strukturen³«. Es wurde beschlossen, einen Teil des Projekts auf der Reichenau, also im psychiatrischen Landeskrankenhaus durchzuführen. Der damalige Chefarzt war doppelt promoviert bei Jaspers – in Philosophie und in Psychiatrie, ein kluger Mann. Aus dem Projekt entstanden die berühmten Gottlieber Tagungen. Eine über Alfred Schütz, eine über Merleau-Ponty. Da habe ich dann Anselm Strauss und die ganzen Leute kennengelernt. Bei Strauss war ich dann wissenschaftliche Hilfskraft. So rutschte ich dann sukzessive in ein namhaftes Feld. Aber man muss ja wissen, dass Luckmann 1970 Frankfurt verlassen hatte, weil er mit dem dortigen Hokusfokus nichts zu tun haben wollte. Übrigens hat er neulich in einem Interview⁴ mit Hans-Georg Soeffner und Georg Vobruba in der Zeitschrift »Soziologie« erzählt, was es mit dem Titel »Social Construction of Reality« auf sich hat. Und dass er sich selbst nie als Konstruktivist betrachtet hat. Aber zurück zum Projekt: Ich hatte also dann mal ein Bein in der Psychiatrie. Das fand ich interessant. Dann wurde wieder so gedealt wie damals mit meinem Cousin: »Du nimmst den Bass, ich nehme das Schlagzeug.« Ich sagte: »Ich nehme die Familie.« Jörg Bergmann sagte: »Ich gucke mir den Aufnahmeprozess an.«

PB: Der war da auch dabei? Haben Sie zusammen studiert?

BH: Nein, der Jörg hat in München bei Keupp studiert. Er hat aber auch bei Luckmann promoviert. Das war alles. Weil er dachte, der Garfinkel, der Begründer der Ethnomethodologie hat bei Luckmann promoviert. Garfinkel galt als Schüler von Luckmann an der New School. Und dann sagte der Jörg: »Wenn ich hier in Deutschland mit der Ethnomethodologie irgendwas anfangen will, dann muss ich das beim Luckmann machen.« Also kam er nach Konstanz und bekam gleich im Projekt die Stelle. Der Jörg ist ja ein richtiger Psychologe, hat aber seinen wissenschaftlichen Weg eher gewählt wie ich, der Keupp war ja auch nie ein »richtiger« Psychologe – so betrachtet. Und dann haben wir zusammen mit einer Kulturanthropologin aus Boston angefangen, herumzuforschen, ohne dass irgendeiner wusste,

3 Vgl. Jahresbericht der Fritz-Thyssen-Stiftung 1977/78 [http://www.fritz-thyssen-stiftung.de/cms/wp-content/uploads/2018/01/Jahresbericht-1977_1978.pdf; download 8.6.2018]

4 Luckmann, T., Soeffner, H.-G. u. Vobruba, G. (2015). »Nichts ist die Wirklichkeit selbst.« Thomas Luckmann, Hans-Georg Soeffner und Georg Vobruba im Gespräch. Soziologie, Heft 4/2015, 411-434.

wie das gehen soll. Dafür wurde dann Aaron Cicourel angeheuert, der damals der King war in Bezug auf Methode und Messung in der Soziologie. Als nächstes kam Anselm Strauss. Beide waren je ein halbes Jahr da. Die haben uns gezeigt, wie das geht. Also, das war eine intellektuell anregende Szene. Es gab einen Haufen Leute weltweit, die bei Luckmann was machen wollten. Ein Amerikaner, der aber eigentlich Rennfahrer war, ein Religionssoziologe aus Australien, solche Typen halt. Wir haben denen irgendwie den Weg bereitet. Die konnten meistens überhaupt kein Deutsch. Der Rennfahrer konnte Deutsch vom Fernsehen und konnte Sütterlinschrift lesen, weil er Max-Weber-Archivstudien gemacht hatte in der DDR. Dafür hat der Sütterlinschrift gelernt – Sachen gibt es. Ich habe dann eine Familienstudie in der Psychiatrie zur Diagnose schizophrenia simplex gemacht. Ich wusste von nichts, wie es geht, habe halt Ethnografie und biografische Interviews veranstaltet, also ein Overkill an Methoden und Datenaufzeichnungen. Dann habe ich die klassische Literatur gelesen, und irgendwann wurde ein ganz gutes Buch draus: »Alltag und Krankheit: Ethnographie einer Familie«, das ist dann bei Klett-Cotta erschienen. Damals kam dann der Lektor nach Marburg gefahren, um mir zu erklären, was an dem Buch nicht stimmt. Wir saßen einen ganzen Tag lang in einer Pizzeria und haben an dem Buch gearbeitet.

- TL: Moment, ich bin noch in Konstanz. Wie kommst du jetzt nach Marburg?
- BH: Wolfgang Blankenburg war immer auf den Konstanzer beziehungsweise Gottlieber Tagungen als Gast. Er war ein total verklemmter Psychiater; dass er sich nicht eingeschlossen hat in der Klinik, war grad alles. Aber er war kein Mann der Praxis und kein Mann der Tat. Abends ging der in sein Arbeitszimmer – und manchmal hat er dort übernachtet, auf einer ausgerollten Matte. Also Blankenburg fand meine Themenstellung interessant, ist ja logisch. Damals war Blankenburg noch Chef in Bremen-Ost, hatte aber sich nach Marburg beworben. Als er den Ruf nach Marburg bekam, hat er gesagt: »Wenn ich hier den Ruf annehme, dann will ich eine Arztstelle mit einem Soziologen besetzen und der heißt Hildenbrand.« Der nächste Zufall.
- PB: Aber nochmal zur Studie. Das war doch schon eher ungewöhnlich, damals die Familie in den Blick zu nehmen bei dieser Diagnose?
- BH: Nein, das war schon ein alter Hut. Kurz davor war ja der Reader von Bateson & Co. erschienen. Der Chef der psychiatrischen Klinik Reichenau war ein kluger Mann. Der hatte Foucault gelesen. Und dann dachte er: »Ich muss mal irgendein Seminar machen über Wahnsinn und Gesellschaft.« Also das auf der Reichenau zu machen, das war überhaupt kein großes Ding. Der Chef hat uns alle Türen aufgerissen. Schwierig wurde es nur unterhalb dieser Ebene. Eine Studie mit Pflegern wurde nichts, die Pfleger waren einfach zu, stumm. Das war schon mal nichts.

Der Grathoff sagte: »Wir können hier nicht mit der Einzelfallstudie kommen, wir ziehen jetzt eine Stichprobe aus den alten Krankenakten im Archiv.« 100 ist eine riesige Fallzahl, wenn man es bedenkt. Es gab damals keine Logik der Einzelfallstudie. Bei Strauss gab es Ansätze davon, die hat der aber verworfen. Und dann haben wir diese Stichprobe gemacht und siehe da, was finden wir? Akten von Leuten, die in, wie hieß die Ver-nichtungsanstalt, kamen?

PB: Grafeneck.

BH: Grafeneck, genau. Solche Briefe: »Tut uns leid, dass Ihre Frau an Lungenentzündung gestorben ist, bitte finden Sie den Ehering anbei.« Davon hatten wir einige. Da habe ich mich ein bisschen umgehört und da hieß es: »Es gibt noch eine Krankenschwester, die hat die versteckt.« Damals kamen ja immer die Autos und haben die abgeholt. Die Pfleger haben die vorher versteckt, die ausgeguckt worden waren. Dann wollte ich mit der ein Interview machen, da sagt die: »Nein, mache kein Interview.« Ich verstehe es heute – Die hätte sich da als Heldin aufblähen können oder sie hätte einfach nur erzählen müssen. Nein, nichts. Die hat sich noch geschämt. Ich glaube, die hat gefürchtet, dass sie heute noch an den Pranger gestellt wird. Also insofern hat dieses Sample der 100 einen Zweck gehabt. Aber wir haben es nie wissenschaftlich verarbeitet. Da gab es andere, die sich da ein Ei drauf gebraten haben.

Jedenfalls war mein Buch auch der Link zu Rosmarie Welter-Enderlin. Rosmarie erzählte gerne die Geschichte von einer langweiligen Diskussionsrunde im Institut für Ehe und Familie (IEF) in Zürich, bei der sie in das Regal hinter sich gegriffen hätte, wo für die *Familiendynamik* immer die Rezensionsexemplare standen. Da hätte sie mein Buch in die Finger bekommen und in die Ferien nach Griechenland mitgenommen. Dann hätten aber ihre Kinder das Buch gelesen und gesagt: »Das ist auch interessant.« Sie hätte sich gewundert: »Das ist aber ein komischer Soziologe, dessen Texte meine Kinder interessant finden. Den muss ich mal kennenlernen.« Dann hat sie mich eingeladen in die Schweiz, irgendein Seminar zu machen.

TL: Wann war das?

BH: Das war etwa 1986.

TL: Aber wann warst du bei Blankenburg in Marburg?

BH: Ich war bei Blankenburg ab 1979. Ich habe jetzt vorgegriffen, aber das Buch ist der logische Link zur nächsten Station. Rosmarie war damals nämlich schon mit dem Gedanken schwanger gegangen, ein eigenes Institut zu machen, weil es im IEF Konflikte gab. Dann hat sie eben das Meilener Institut gegründet mit Reinhard Waeber, der damals ein enger Mitarbeiter von Luc Ciompi war – weshalb wir heute noch eine gute Beziehung zum Luc haben. Ebenso wie mit Robi Waeschle. So formierte sich dann die Meilener

Connection. Aber jetzt noch mal zurück nach Marburg. Da bin ich 1979 hin. Die Frage ist: Was macht ein Soziologe auf einer Station? Da gibt es ja genug Psychologen und Ärzte, die die nötige Arbeit machen. Aber die Klinik war vernachlässigt. Die hatte zehn Jahre keine psychiatrische Leitung gehabt. Und dann kam der Blankenburg. Dass es eine Sozialpsychiatrie gibt, war an dieser Klinik vorbeigegangen, obwohl Erich Wulff lange in Marburg gelebt hat. Das war eine neurologische Klinik, wo man Männer brauchte als Pfleger, die die Schlaganfallpatienten durch die Gegend tragen können. Und es gab auch ein paar Frauen als Pflegepersonal, die alle viel besser waren als die Männer. Aber die Männer hatten die Stationsleitung inne. Dann hatte der Blankenburg noch ein paar von seinen Buddies eingeladen. Das war Peter Matthiessen, der kommt hier aus Stuttgart aus dem Großbürgertum, er hatte dann später einen Lehrstuhl für theoretische Medizin in Witten/Herdecke gehabt.

TL: Aber war denn eine Universitätskarriere für dich keine Option oder wieso bist du dann in die Klinik gegangen?

BH: Also als der Blankenburg mir mitgeteilt hat, dass er mich nehmen würde, hat der Grathoff auch schon geguckt, was es so alles zu holen gibt, wo er mich unterbringt – so hieß das damals. Grathoff hat damals eine Professur in Bielefeld gekriegt, die null ausgestattet war. Mit nichts. Da hatte er aber schon mit Lipp, dem Kulturosoziologen in Würzburg, etwas angebandelt. Der Lipp ist interessant, weil er irgendwann mal soziobiologische Studien zur Familie gemacht hat. Da hatte ich mir überlegt – jetzt könnte ich wieder sagen, schon der frühe Systemiker – mit welcher Entscheidung werde ich meine Handlungsspielräume erweitern? So habe ich tatsächlich gedacht, ist kein Witz. Wenn ich zum Lipp gehe, dann bin ich ein für alle Mal verbunkert in der Soziologie. Dann bin ich auf diese ganzen Spielchen mit Berufung und Tralala verwiesen. Das ist nicht mein Business. Ich komme nicht aus einer Familie, wo man weiß, wie man das Spiel spielt. Also ich gehe ich doch lieber zum Blankenburg. Das ist Psychiatrie. Dann kann ich immer noch eine Praxis nachweisen und dann steht für mich das Feld der Fachhochschulen offen. Außerdem ist das alles viel interessanter als Bücher zu wälzen. Da kannst du mehr anzetteln.

PB: Da sind wir dann wieder bei der Frage: Was macht ein Soziologe auf einer psychiatrischen Station?

BH: Er stellt erstmal fest, was da alles passiert, dass es kein Bezugspflegesystem gibt, dass es immer noch Zimmervisiten gibt, dass ein Kontakt zur Gemeinde überhaupt nicht da ist. Dann haben wir erstmal die Gruppenvisite eingeführt, also das war ein Fehler. Das hat einen das Leben gekostet. Es gab einen Aufsatz von Klaus-Peter Kisker im *Nervenarzt* zu diesem Thema, der Gruppenvisite unter dem Aspekt der französischen Revolu-

tion abgehandelt hatte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Das war an den Haaren herbeigezogen, aber wir haben es halt probiert. Nur man darf das nicht machen, wenn man die Patienten nicht kennt. Wir hatten einen neu aufgenommenen Mann reingelassen in diese Gruppensitzung, bei der ein anderer Patient sich über seine Mutter auskotzte, dass sie eine blöde Hexe wäre. Der Neuaufgenommene, was wir später dann gemerkt haben, ist immer mehr in sich zusammengesackt. Der ist dann unmittelbar nach diesem Ereignis runter an die Bahngleise und ist auf die Oberleitung gesprungen. Und dann hat er sich schwere Verbrennungen zugezogen, die er nicht überlebt hat. Das war der Fehler an der Geschichte, aber ansonsten war es ganz gut. Dann habe ich Angehörigengruppen eingeführt. Das war auch nicht schlecht. Dann hatten wir noch einen Oberarzt, der kam aus Hannover, von der Sozialpsychiatrie um Erich Wulff.

TL: Ich habe mein Studium 1977 in Bochum abgeschlossen und selbst auch überlegt, als Soziologe in die Psychiatrie zu gehen. Damals gab es im Rheinland in den Landeskrankenhäusern überall ausgewiesene Soziologiestellen. Das waren alles Forschungsstellen. Ich habe dann einige von denen besucht, um mal zu gucken, was man da überhaupt machen kann. Interessant war daran, dass jeder eigentlich machen konnte, was er wollte, weil dieses Format in diesem System sozusagen nicht erkennbar war. Da hatte man ziemlich große Freiräume. Aber du hast ja direkt im klinischen Kontext gearbeitet.

BH: Ja, der Hinweis ist gut, ich erinnere mich an eine Tagung 1976 in Bochum, die Gründungsveranstaltung des Berufsverbands der Soziologen. Die Gastrede hat Norbert Elias gehalten. Bei dem war ich auch früher als wissenschaftliche Hilfskraft. Der hat zu mir allerdings gesagt, als ich bei ihm eine Seminararbeit schreiben wollte: »Bei mir können Sie keine Seminararbeit schreiben. Sie sind schon durch Luckmann verdorben.«

TL: Wann warst du Hilfskraft bei Elias?

BH: Als er in Konstanz eine Gastprofessur hatte, das muss 1972 gewesen sein. Luckmann hatte ihn eingeladen. Das Missverständnis war aber, dass Luckmann nur Elias' sozialhistorische Studien besser kennenlernen wollte, Elias aber dachte, er könnte mit seiner Figurations-Soziologie punkten. Die zwei haben sich im Colloquium gefetzt wie die Kesselflicker. Dann war Elias so beleidigt, dass er eben zu mir gesagt hat, ich wäre verdorben durch Luckmann. Aber zurück zur Klinik.

Ich habe ja nicht nur auf der Station so allerlei sozialpsychiatrische Gimicks eingeführt wie Angehörigengruppen, Gruppensitzung, Bezugspflege usw., der größte Knaller war, dass ich die Familie einer neu aufgenommenen Patientin in der Konferenz vorgestellt habe. Die Tochter war als psychotisch diagnostiziert. Die Konferenz hat zum ersten Mal eine Familie gesehen. In

den ersten zwei Jahren arbeitete ich auf einer offenen Akutstation, dann auf der geschlossenen Frauenstation. Zu der Zeit habe ich dann angefangen, Aufnahmen nur noch mit der ganzen Familie zu machen. Also wenn jemand angemeldet wurde, Matthiessen war damals Chef der Ambulanz, sagte ich zu ihm: »Wenn du jemanden aufnimmst für uns, dann sag, dass zum Erstgespräch nach Möglichkeit die ganze Familie kommt.« Über diesen Link hat das funktioniert. Dann habe ich jedes Mal eine Krankenschwester dazu genommen. Männer hatten wir zu der Zeit nicht. Wir haben die Gespräche gemeinsam geführt und alles, was wir dann dabei erfahren haben, hat die dann weitergegeben an die Kolleginnen.

TL: Inwiefern hattest du denn damals schon den Zugang zu den ganzen familientherapeutischen Entwicklungen der Zeit? Also wenn du 1981 nach Marburg gekommen bist, gab es da ja schon einiges.

BH: Nö, gar nichts. Ich kannte einige amerikanische Arbeiten. Haley war mein Favorit. Wynne war gut, er gehört auch dazu, und Laing sowieso. Er war zwar für Familienarbeit nicht grad so die gute Adresse, aber interessant, weil er den existenzialphilosophischen Kanal angezapft hat. Dann kam die Idee auf, dass ich mich mal um die Zusammenlegung der geschlossenen Frauenstation und Männerstation kümmern sollte. Es gab einige Leute in der Klinik, mit denen ich gut zusammenarbeiten konnte. Der eine ist noch mein Nachbar, Klaus Brücher, der kommt aus der Heidelberger Schule der Psychiatrie – und der andere war Ulrich Ertel, Psychoanalytiker und ist jetzt in Frankfurt in eigener Praxis. Das war so mein Bezugsfeld.

TL: Du hattest also auch relativ große Freiheiten, einfach Dinge auszuprobieren?

BH: Ja, ich konnte machen, was ich wollte. Blankenburg war da äußerst risikofreudig. Zum Beispiel hat er auf unserer Station einen israelischen Psychologen eingestellt, der in Israel gegen die Engländer gekämpft hat. Das war ein harter Hund. Er überraschte uns mit der Botschaft, dass er die Schizophrenie riechen könne. Den hat natürlich keiner ernst genommen, aber er war nett. Man konnte sich gut unterhalten. Dann habe ich noch ein Forschungsprojekt beantragt. Das war, glaube ich, das einzige, was der Blankenburg in seiner ganzen Regierungszeit in der Klinik hatte. Das war ein DFG-Projekt zu »Familiensituationen und Alltagsorientierung Schizophrener«. Dafür konnte ich ein paar Leute einstellen. Irgendwie hat es sich dann mehr oder weniger per Zufall ergeben, dass wir vorwiegend Familien aus dem landwirtschaftlichen Bereich für die Studie selektiert hatten. Aus dem Buch entstand dann meine Habilschrift, die heißt »Alltag und Krankheit. Ablöseprozesse in der psychiatrischen Übergangseinrichtung«, erschienen beim Huber 1991 in Bern. Da war ich dann schon weg von der Klinik. Zwischendurch habe ich noch einen gemeindepsychiatrischen Verbund eingerichtet, auf den ich heute noch stolz bin.

PB: In Marburg?

BH: Nein, in Marburg steht hinter jedem Bewohner ein Therapeut. Ich habe überlegt: »Was machst du jetzt an Gemeindepsychiatrie? Du musst irgendwas anzetteln.« Also Marburg war dicht. Biedenkopf wäre das nächste gewesen. Und dann hatten wir eines Tages drei Patienten aus dem Landkreis Waldeck-Frankenberg, die zeitgleich entlassen werden sollten. Zu denen habe ich gesagt: »Wie wäre es, wenn wir uns Samstag nachmittags um zwei in Korbach treffen und Sie bringen Ihre Verwandten mit?« Denn Angehörigengruppen fand ich blödsinnig, aus dem einfachen Grund, weil der Patient ja auch ein Angehöriger ist. Schon allein aus dieser begrifflichen Überlegung wurde klar, dass das Einführen von Angehörigengruppen idiotisch ist. Wir haben das in Korbach zwei, drei Monate durchgezogen, bis dann die Patienten kamen und sagten, sie wollten lieber alleine mit mir reden in der Gruppe. Und dann habe ich gedacht: »Naja, wenn die das so sagen, dann teilen wir das.« Das steht auch in meinem Buch mit dem Titel: *Klinische Soziologie: Ein Ansatz für Helden des Absurden und absurde Helden* (Wiesbaden 2018). Ein eigenes Kapitel heißt »Der Soziologe legt selbst Hand an.« Die Frage ist in Zeiten ohne Internet: Wo finde ich einen Raum in Korbach, für den ich nichts zahlen muss? Geld hatte ich keins, nicht mal für die Fahrt. Aber das war eine Zukunftsinvestition. Also die Fahrt war nicht das Thema. Dann habe ich erstmal gedacht: »Naja, fang mal mit der Arbeiterwohlfahrt an.« Dann bin ich zum Boss der Arbeiterwohlfahrt, das war der Betriebsratsvorsitzende der lokalen Reifenfabrik Continental. Dem habe ich mein Anliegen geschildert. Da sagt er: »Ja, wissen Sie was? Wenn Sie bei uns das machen, dann bin ich der Hausvater. Ich sage Ihnen, wo es langgeht.« Dann habe ich zu ihm gesagt »Ne, dann machen wir gar nichts. Ich weiß, wo es langgeht.« Ich wusste natürlich auch nicht, wo es langgeht. Ich kriege raus zu wissen, wo es langgeht. Aber er weiß es schon mal gar nicht. Dann habe ich mich weiter umgehört und kam an ein Kloster in Korbach. Da sagten die: »Ja, unsere Kapelle wäre geeignet. Aber samstags ab vier wollen wir beten.« Und dann sind wir dahin und immer, wenn es spannend wurde, wollten die beten. Also bin ich dann zur Kirche, zur Diakonie und habe zu denen gesagt: »Ich bräuchte einen Raum.« Die hatten natürlich einen. Dann wollten die aber Geld dafür irgendwann, weil sie die Idee hatten, die Uni ist stinkreich. Ich hatte aber kein Geld. Das habe ich dann aber dem Chef der Arbeiterwohlfahrt erzählt und damit seinen antikerikalen Stachel irgendwie geweckt – und er hat mit großer Geste die aufgelaufene Rechnung bezahlt. Dann habe ich aber dort gekündigt und bin in die Johannes-Gemeinde, die haben mir problemlos den Gemeinderaum übergeben. Dann haben wir aber eine Kneipe gemietet und dort betreutes Wohnen einrichtet. Also wir hatten schon 1984 betreutes Wohnen, tagesstrukturierendes Programm, Beratung. Alles, was dann die Expertenkommission 1988 kraft der gesteiger-

ten Nachdenkkapazität von 15 psychiatrischen Lehrstühlen als den Weg der Gemeindepsychiatrie entdeckt hatte.

TL: Und ihr hattet immer genug zu trinken in der Kneipe.

BH: Die Kneipe war schon längst aufgegeben. Die Kneipe haben wir wieder verlassen in einem kalten Winter. In der Küche gab es noch so einen Kohleherd mit Schiff, wo man das Wasser heiß macht. Am anderen Morgen war das ein reiner Eisklotz. Ich machte das mit einer Psychologin, einer Berufsanfängerin, die hat in dem Haus gewohnt. Es gab dann noch zwei Patientenzimmer, wo betreutes Wohnen stattfand. Das Bild des psychisch Kranken in der Öffentlichkeit war nicht so das Tollste. Ich bin auch noch zum Sozialdezernenten des Landkreises und habe ihm erzählt, was ich vorhabe. Es war klar, dass Geld nicht zu erwarten war. Er sagte: »Was wollen denn Sie aus der Stadt? Bei uns auf dem Land sind die Leute gesund.« Das hat er nur so lang geglaubt, bis er gemerkt hat, dass seine Nachbarin zu unserer Stammkundschaft gehört. Dann haben wir einen »Verein zur Förderung psychosozialer Beratung und Selbsthilfe« gegründet.

TL: Hast du das gemacht, nachdem du in der Klinik aufgehört hast?

BH: Das habe ich nebenher gemacht, von Anfang an. Erst bin ich immer erst samstags, dann freitags nach Korbach gefahren, um abends mit den Leuten zu sprechen in Gruppenarbeit. Und dann musste ich unterwegs immer auf einen Parkplatz fahren und Mittagsschlaf halten, sonst wäre ich in einen Baum gefahren. Ich habe mich dann aber 1984 auf eine Hochschulassistentenstelle in Frankfurt beworben und bin auch angenommen worden. Oevermann hat sogar sein Forschungspraktikum, seinen heiligen Termin freitags, auf den Donnerstagabend verlegt, damit ich freitags nach Korbach fahren konnte.

TL: Das heißt, als du Rosmarie begegnet bist, warst du in Frankfurt?

BH: Da war ich in Frankfurt, ja. Ab 1984 für vier Jahre, dann bin ich an die Berufsakademie Villingen-Schwenningen gegangen.

TL: Welche Rolle hat das Familienthema für dich in Deiner Zeit bei Oevermann gespielt?

BH: Na ja, Oevermann war ja in der Sozialisationstheorie eigentlich der Führende in der Soziologie. Ich habe da die Arbeit über »Familiensituationen und Alltagsorientierung Schizophrener« zu Ende gebracht. Und dann hatte ich aber schon mit einem Oberarzt in Marburg, Karl Otto Bühler, ein Projekt über »Alkoholismus bei landwirtschaftliche Betriebsleitern« angezettelt gehabt. Und mit Oevermann machte ich noch ein DFG-Projekt zur Soziologie des landwirtschaftlichen Familienbetriebs. Sozusagen als Kontraststudie zur Marburger Studie eine Studie zur normalen Bauernfamilie. Und die Alkoholiker-Studie mit dem Bühler ging um die Alkoholiker-Bauernfamilie. Also drei Samples, obwohl da hat keiner gesampelt, das war »purposive sampling«.

PB: Und wieso gerade Bauernfamilien?

BH: Weil die überzufällig häufig im Marburger Fallkonvolut vertreten waren. Das Einzugsgebiet reichte von Gießen bis Paderborn, von Iserlohn bis in die Rhön. Alles Landwirtschaft. Da kamen unsere Patienten her. Und Oevermann war Feuer und Flamme, als ich ihm erzählt habe, wir machen was über normale Bauernfamilien. Warum? Er kommt selbst aus einer Bauernfamilie. Zwar hat er seinen Vater nie kennengelernt, der ist nämlich im selben Jahr im Krieg gefallen, als er auf die Welt kam. Dann hat seine Mutter nochmal geheiratet und der neue Mann hat dann den Hof geführt. Der Bruder von Oevermann war landwirtschaftlicher Betriebsberater. Er selbst brachte dann bei der Fallanalyse immer ein bisschen lokale Kenntnisse ein, das waren Fälle aus dem Paderborner Umland, Schwarzwald, dann Taunus, Rhön, quer durch Deutschland. Dann habe ich das Projekt in Frankfurt abgeschlossen und mir ein Jahr vor Ablauf einen neuen Job besorgt. Da bin ich dann an die Berufsakademie Villingen-Schwenningen gekommen, das war die baden-württembergische Erfindung, um die Fachhochschulen an die politische Leine zu legen. Erst hatten sie mit Bosch und Mercedes zusammen Ingenieur-Studiengänge entwickelt und dann kam einer auf die Idee, man könnte es auch im Sozialwesen machen. Dann passiert es nicht mehr, dass monatelang gestreikt wird und kein Vorlesungsbetrieb stattfindet. Das war eine relativ rigorose baden-württembergische patriarchalische Angelegenheit. Das Gute war, dass die Studenten einen Ausbildungsvertrag in der Firma hatten und sie als Studenten eingeschrieben waren.

TL: Was man heute Duales Studium nennt.

BH: Die Terminologie habe ich nicht so drauf, das ist alles immer Propaganda. Jedenfalls waren die ein Vierteljahr vom Semester in ihrem Betrieb und das andere Vierteljahr bei mir. Ich war der Fachleiter, ansonsten hatten sie im ganzen Land Dozenten zusammengekauft. Das war ein toller Job, für vier, fünf Jahre. Damals habe ich dann meine Beziehung zum Rheinland intensiviert, wo interessante Sachen in der Psychiatrie stattfanden, an einigen psychiatrischen Abteilungen an Allgemeinkrankenhäusern. Die orientierten sich an der französischen »psychothérapie institutionnelle«, luden die wichtigsten Leute ein, die dort Vorträge hielten. Da habe ich Jean Oury aus La Borde bei Orléans kennengelernt. Er war Lacanianer und befreundet mit Jean Ayme, dem ersten, der einen Psychiater-Streik in Frankreich zur Durchsetzung der Gemeindepsychiatrie angezettelt hatte. In La Borde hatte er eine stationäre Psychiatrie, dort bin ich dann mit meinen Studenten hingefahren und habe mir das eine Woche lang angeguckt und mit Oury über sein Buch »Le Collectif«⁵ diskutiert. Oury hat nämlich die Nachfolavorlesungen von

5 Éditions du Scarabée, Paris 1986

Lacan im Sainte-Anne Hospital in Paris und im selben Stil wie dieser gehalten. Im Ruhrgebiet hatte ich noch mit Matthias Krisor zu tun, der ein Konzept der gewaltfreien Psychiatrie im Marienhospital in Wanne-Eickel entwickelt hat. Dort hat er mich in den wissenschaftlichen Beirat berufen.

Dann kamen noch die Saarländer dazu. Wolfgang Hoffmann hat die Saarländische Psychiatrie auf Vordermann gebracht, nachdem die das eine Großkrankenhaus von heute auf morgen dichtgemacht haben. Also in der Zeit hatte ich in der lebendigen Psychiatrieszene gute Kontakte als Fachleiter, die gesamte Psychiatrie von Baden-Württemberg und Umland, Schweiz war dabei, Österreich auch, Frankreich auch, von der Hintertür her kennengelernt. Meine Aufgabe war nämlich auch, die Studenten am Arbeitsplatz zu begleiten, sodass ich die Hälfte der Woche unterwegs war. Da kam ich allerdings dann auch in Konflikt mit den Sozialarbeitern an den Landeskrankenhäusern. Denen wollte ich nämlich schmackhaft machen, dass es keine gute berufspolitische Entscheidung ist, sich im Verwaltungsgebäude einen Trakt zu reservieren, sich dort zu verschanzen und dann zu jammern, dass man nichts zu sagen hat in der Klinik. Als wir auf der Reichenau angefangen haben, gab es zwei Sozialarbeiter, Fürsorger hießen die noch. Anfang der 80er Jahre gab es plötzlich 25 Stellen, genug, um jede Station mit einem Sozialarbeiter auszustatten. Aber deren Sorge war: »Wenn wir auf die Stationen gehen, verlieren wir unsere berufliche Identität.« Dem habe ich die Frage entgegengehalten, ob es dem Arzt genauso geht, wenn er auf die Station kommt? Natürlich nicht. Dann habe ich die mal eingeladen zu einer Versammlung aller Sozialdienste aller psychiatrischen Krankenhäuser in Baden-Württemberg, in Rottenmünster war das. Wunderschöne Klinik. Dort habe ich das Thema »Sozialarbeit in der Psychiatrie auf der Station« verhandelt. Die erste Stunde wurde verhandelt, dass der Verwaltungsleiter ihnen die Fahrtzeit nach dieser Veranstaltung nicht als Dienstzeit anrechnen wollte. Nachdem das erörtert war, waren schon zwei Stunden rum. Und dann habe ich mir noch die Einwände gegen den armen Sozialarbeiter auf der Station angehört. Und dann waren wir damit zu Ende und haben festgestellt, das wird sowieso nichts. Wir werden uns da nicht einig werden. Das war alles.

Von 1989 bis 1994 war ich also in Villingen-Schwenningen. Da wäre ich wahrscheinlich ewig geblieben, wenn der Hans Joachim Giegel nicht auf die Idee gekommen wäre, mich nach Jena mit der Professur für Sozialisationstheorie und Mikrosoziologie zu locken. In der Berufsakademie konnte ich mich nicht mehr weiter entwickeln. Privat hatten wir auch keine großen Bindungen in Villingen-Schwenningen und sind dann in den Osten gegangen. Das war eine C3-Professur, kein Lehrstuhl. Ich konnte das alles von null aufbauen. Es gab ja keinen Vorgänger, es hatte nur Marxismus/Leninismus gegeben.

- PB: Wie sind Sie denn dann in das Thema Jugendhilfe hineingeraten?
- BH: In Jena kam irgendwann einer auf die Idee, einen Sonderforschungsbe-
reich aufzubauen, der sich mit Fragen der Transformation von Systemen
beschäftigt. Also die Transformation der DDR zu etwas Anderem. Dann
wurde jeder angesprochen, ob er mitmacht. So ein Sonderforschungsbe-
reich ist mehr oder weniger eine Goldgrube. Wir hatten 40 Stellen und
18 Projekte über 12 Jahre, da lebst du wie die Made im Speck, wenn du
sowas hast.

Der Karl-Friedrich Bohler kam dann mit dem Vorschlag, das Thema Ju-
gendhilfe auf dem Land zu bearbeiten. Wir haben dann die Idee entwickelt,
dass die Verteilung von Autonomie-Potenzialen in einem Land etwas mit der
Agrarstruktur zu tun hat. Wenn du Deutschland nimmst und eine Diagonale
durchziehst, dann hast du oben im Norden die Gutslandschaft. Drunter ha-
ben wir die Anerbenwirtschaft, also großbäuerliche Betriebe. Dann kommt
der südwestdeutsche Realteilungsraum. Musst nur durch das Land fahren
und über die Äcker gucken, dann weißt du, wo du bist. Das neue KJHG, das
ja 1990 eingeführt wurde, soll ja die Betroffenen-Beteiligung stärken und da-
mit an die Autonomie-Potenziale der Klientel anknüpfen. Also können wir
doch erwarten, dass in der Gutslandschaft die Autonomie-Potenziale gegen
null tendieren, weil der Gutsherr den Leuten sagt, wo es langgeht. Man muss
ja nur den Film »Das weiße Band« anschauen, dann weiß man schon, was
los ist. Das sind aber keine Landarbeiter, das sind *Insten*. Das sind Bauern,
die auf dem eigenem Hof sitzen, der allerdings zur Pacht überlassen worden
ist. Die sind dann im kleinen Rahmen selbstständig Landwirte. Im Realtei-
lungsgebiet geht es darum, dass man eben guckt, wie man mit dem Wenigen
auskommt. Also müssten die Autonomie-Potenziale auch so verteilt sein.
Und dann haben wir versucht, das zu operationalisieren. Die Präferenz auf
Hilfeformen, die an die Autonomie appellieren, müsste dann in den Guts-
landschaften unterbetont sein, in den Anerben- und Realteilungsgebieten
dann schon stärker anwachsen. Das untersuchst du mit Heimeinweisungen,
teilstationären Einrichtungen, Beratung. Dann haben wir Deutschland eben
in vier Quadranten aufgeteilt. Oben links Ost-Holstein, oben rechts Rügen,
dann im Südwesten Heidenheim an der Brenz und im Südosten Saalfeld-
Rudolstadt. Was kam raus? Das Gegenteil von dem, was wir erwartet haben.
Der Unterschied war die fachliche Qualifizierung. Zum Beispiel Rügen. Der
Amtsleiter in Rügen, ein anständiger gradliniger Mann, der aus der SED
ausgetreten war, als er gemerkt hat, dass die SED das Erbe, das sie sich so
zusammengeklaut hat in der DDR, unter sich aufgeteilt hat, hat dann be-
schlossen, gleich nach der Wende, alle Sozialarbeiter auf Rügen nachzuqua-
lizifizieren. Und zwar durch einen Kooperationsvertrag mit der Alice-Salo-
mon-Hochschule in Berlin. Das hat wunderbar funktioniert. Also alle meine

guten Fälle kommen aus Rügen. Dagegen wurde in Saalfeld-Rudolstadt ein früherer Kreisjugendpfleger und SPD-Funktionär angeheuert, das war dessen Qualifikation. Dem lag vor allem daran, dass die Leute einen Führerschein machen und dass sie wissen, wie man Akten führt. Also wir haben das zehn Jahre lang untersucht mit diversen Ergebnissen, von denen ich grad jetzt eins berichtet habe. Der entscheidende Punkt ist die Qualifikation.

Naja, dann war das Projekt 2011 fertig. Und dann kam die Idee eines Transfer-Projekts seitens der DFG, das Ergebnisse von Forschungsprojekten in die Praxis transferieren und das untersuchen soll. Um meinen Mitarbeitern einen Job erhalten zu können, habe ich dann das Projekt beantragt. Erst fiel es durch. Und zwar aus folgenden Grund: In der DFG hatte man sich den Titel angeschaut und das Projekt in den Gutachter-Pool der Pädagogen gesteckt. Da kamen dann Gutachten raus, denen man ablesen konnte, dass die unseren Antrag nicht gelesen hatten. Dann habe ich mit dem Programmleiter von der DFG telefoniert. Der meinte, dass ich einen neuen Antrag schreiben solle. Das habe ich gemacht und dann habe ich einen Schlaganfall gekriegt. Aber ich dachte: »Das kriegst du noch durch.« Jetzt sitze ich an dem Projekt und es läuft sehr gut. In dem Sinne, dass es gescheitert ist.

PB: Was hat es eigentlich mit diesem Misstrauen gegen die Sozialpädagogik auf sich? Die Zeit an der Berufsakademie war doch auch gut.

BH: Natürlich war die gut, aber ich hätte mehr auf den Tisch hauen müssen und mir mehr darüber im Klaren sein müssen, dass ich eigentlich etwas kann, das keiner von denen kann. Aber Reputation hat bei denen keine Rolle gespielt. Da ging es nur um Zahlen. Du musstest 25 Plätze im Jahr belegt haben. Momentan boomt die Sozialpädagogik ja. Also jetzt wäre ich ja auf Wolke acht oder 46. Also ich hätte einfach mehr Selbstvertrauen haben müssen. Hatte ich aber damals nicht.

TL: Wärest du denn gerne da geblieben?

BH: Das ist insofern eine interessante biografische Frage, als man nämlich immer fragen kann: Was hätte werden können, wenn? Ich weiß es nicht. Die Astrid und ich haben uns mal in Villingen ein Haus angeguckt, da war unten eine Kneipe drin. Meine Oma hatte ja eine Kneipe und in Korbach hatten wir auch eine Kneipe. Wenn wir da ein Fest gemacht haben, stand ich immer hinter dem Tresen. Und ich könnte mir jetzt zum Beispiel auch eine Identität vorstellen, wo ich an der Berufsakademie mein Geld verdiene und in Villingen abends an der Theke stehe und Rotwein ausschenke. Das könnte ich mir durchaus vorstellen. Aber du kannst dir einen Haufen vorstellen, es kommt halt immer anders. Außerdem hätte ich meine Forschung aufgeben oder durch eine Soziologie der Kneipe ersetzen müssen.

TL: Wie würdest du denn jetzt rückblickend deine Jena-Zeit resümieren?

BH: Jena war sehr erfolgreich. Erstens habe ich da in meinem Teilprojekt den Sonderforschungsbereich gut über die Runden gebracht. Ebenfalls das Pflegekinder-Projekt, bei dem ich mich ja auch wieder ständig mit Sozialpädagogen gestritten habe. Weil die einfach keinen Respekt vor den leiblichen Eltern haben. Meine Position ist, man muss die internationale Charta für die Rechte des Kindes ernst nehmen, nach der das Kind einen Anspruch auf Herkunft hat. Es ist ja die gängige Meinung des PFAD (Bundesverband der Pflege- und Adoptivfamilien), dass man die Pflegeeltern schützen muss vor den leiblichen Eltern. Und dagegen habe ich mich ausgesprochen.

TL: Hast du dich in Jena wohlfühlt?

BH: Ich habe mich im Institut sauwohl gefühlt. Du darfst ja nicht vergessen, wir werden wohl das einzige Institut gewesen sein, welches eine Professorenband hatte. Bei der war ich Schlagzeuger. Wir haben im Kassablanca, im angesagtesten Club in Jena, einer alten Lokhalle, wo 800 bis 1.000 Leute reingehen, zwei Gigs am Abend gespielt. Wir hätten wahrscheinlich spielen können wie die letzten Idioten, das wäre trotzdem für die Studenten interessant gewesen. Hartmut Rosa hat Keyboards gespielt. Der kann wirklich toll spielen. Wir hatten einen tollen Bass. Stefan Lessenich war die Rampensau und hat gesungen. Und ich war der Schlagzeuger.

TL: Und was habt ihr gespielt, Oldies oder Jazz?

BH: Das meiste kannte ich gar nicht, alles neuere Sachen. Das Beste war ein Stück von Robbie Williams, »Come undone«. Dann hatten wir noch »Beast of burden«. Ganz am Anfang war meine Idee, dass jeder für seinen Fachbereich ein Stück aussucht, das auf sein Thema passt. Beim ersten Mal haben wir also »Shame and Scandal in the Family« gespielt, als Reggae. Das war klasse. Ein tolles Stück, gerade für mein Thema. Aber die anderen wollten das dann so nicht. Vielleicht dachten sie, das ist zu voraussetzungsvoll. Es war jedenfalls immer Halligalli, wenn wir gespielt haben – am Semesterende oder am Anfang, je nachdem. Und es hat gleich eine ganz andere Stimmung im Institut erzeugt.

TL: Bei deiner Abschiedsfeier habe ich die große Bezogenheit in Eurer Mannschaft mitgekriegt.

BH: Ja. Gegründet haben die Band Christoph Köhler, ein Arbeits- und Industrie-soziologe, der Rhythmus-Gitarre spielte, und ich, und zwar auf dem Klo.

TL: Wo sonst? (Lachen) Bester Ort.

BH: Das hat auch Albrecht Lehmann herausgefunden, der Volkskundler. Der hat Gemeindestudien gemacht und immer irgendwelche Vereinsversammlungen besucht. Wenn's nicht mehr weiter ging, sagte einer: »Jetzt machen wir mal eine Pause.« Und danach ging es immer sofort weiter. Dann ging Lehmann mal selbst in der Pause pinkeln, da hat er dann mitgekriegt, dass da unten die Entscheidungen fallen.

- TL: Lass uns jetzt nochmal auf Rosmarie Welter-Enderlin und deine Verbindung mit dem systemischen Therapiefeld kommen. Das ist ja bisher noch ein bisschen außen vor geblieben. Du hast vorhin erzählt, wie Rosmarie auf dich aufmerksam wurde. Und dann habt ihr euch in Boldern (Tagungshaus am Zürichsee) für ein Seminar getroffen. Nun ist daraus ja sehr schnell eine engere Zusammenarbeit geworden.
- BH: Ja klar, wir haben halt das Buch zusammen geschrieben. Allerdings bin ich in Meilen nie unter der Flagge »Systemik« eingesegelt. In ganz Konstanz hat die Systemtheorie keine Rolle gespielt. Ilja Srubar hat ständig Pamphlete gegen Luhmann geschrieben, Luckmann ebenfalls. Die Rosmarie kam zurück aus den USA, hat die Nase in den Wind gesteckt und geguckt, wo er lang weht. Er wehte halt in Richtung Systemik. In USA weiß keine Sau von der Systemtheorie, da heißt es immer noch Familientherapie. Und das war mein Background – Jay Haley! Bei dem hat die Rosmarie auch gelernt. Sie war aber auch sehr kritisch. Watzlawick hat sie vorgeworfen, dass er in der Palo-Alto-Gruppe die guten Ideen aufgegriffen und als eigene ausgegeben hat.
- TL: Das würde ich so nicht sagen. Watzlawick hat eigentlich nie Urheberanspruch für die Ideen erhoben. Er konnte aber diese ganzen Konzepte auf eine massentaugliche Weise unter das Volk bringen.
- BH: Ein toller Popularisierer! Also gut, jedenfalls kam die Rosmarie mit der Systemik – und dann ging es los mit der Arbeit an dem Buch »Systemische Therapie als Begegnung«
- PB: War das denn Ergebnis einer Zusammenarbeit oder der Beginn? War das ein Projekt, wo ihr überlegt habt: »Wir könnten mal was zusammen machen und das könnte Buchform haben?«
- BH: Genau das. Wir hatten immer irgendwelche Konferenzen in der Aufbauphase des Instituts. Ich wollte die immer inhaltlich gestalten, nicht so formal: wie teuer so eine Ausbildung denn sein sollte? Wie viele Stunden? Welches Curriculum? Wie sieht der rote Faden aus? Das hat mich nie so richtig interessiert. Wir hatten dann einige, wie man in der Schweiz sagt, »Retraiten«, z. B. im Ferienhaus vom Reinhard Waeber. Das war immer lustig, abends dann Essen in Nobel-Restaurants und Zecherei, und tagsüber haben wir halt gearbeitet an Konzepten. Da wollte ich ihnen das Begegnungskonzept nahebringen. Was anfangs noch ein bisschen unterbelichtet war, das hat sich mittlerweile weiter konkretisiert. Jedenfalls war die Idee: Wir formieren uns als Arbeitsgemeinschaft über ein Konzept.
- TL: Wie stellte sich Rosmarie deinen Part im Institut vor? Wie tief solltest du da reinkommen oder warst du eher der wissenschaftliche Gast?
- BH: Das war ambivalent. Die Rosmarie wusste genau, was sie mit wem anfangen kann. Bei mir wusste sie: Der Typ kann schreiben, der hat schon mal ein Buch zustande gebracht, sogar zwei oder drei oder vier. Und wenn wir einen

haben wollen, der schreibt – weil nur wer schreibt, der bleibt – dann müssen wir den nehmen. Das war meine Rolle. Sie sagte immer, ich sei das Brain vom Institut, aber wehe, ich habe irgendwann mal eine Position formuliert, die nicht in ihr strategisches Konzept gepasst hat. Zum Beispiel war sie von meiner Genogramm-Arbeit nicht so begeistert. Ich habe aber dann, als Schwarzwälder bin ich ja ein sturer Hund, mein Genogramm-Dings durchgezogen. Im Team haben wir uns auf Klausuren schon über solche Fragen gestritten.

TL: Habt ihr denn zusammen auch therapeutisch gearbeitet?

BH: Nein, da muss ich auch sagen, dass die Rosmarie mir in dem weit voraus war. Das war ihr Geschäft, in dem sie auch sehr gut war. Dass ich auch in der Praxis Erfahrungen hatte, hat sie aber eher ignoriert. Da wäre ich ja wahnsinnig gewesen, wenn ich gesagt hätte: »So, jetzt zeige ich dir mal, wie man Therapie macht.« Sie hat meine gelegentlichen Einlassungen mehr oder weniger zähneknirschend hingenommen, die ich dann irgendwann auch mal für mich behalten habe. Und die Familie Brenner war ja eigentlich auch der einzige Fall, wo wir direkt zusammen dran waren.

PB: Haben Sie das Buch dann zusammen geschrieben, »Systemische Therapie als Begegnung«?

BH: Ja, klar. Na gut, man wird sehen, welcher Teil von der Rosmarie ist und welcher von mir. Aber ich war der Schreibknecht mehr oder weniger.

PB: So wie ich es in Erinnerung habe, ist es schon ganz stark von dem Fall geprägt und von der Auseinandersetzungen mit dem Professionalitätskonzept.

BH: Ja, da ist schon relativ viel von mir. Die anderen haben das halt billigend in Kauf genommen. Dann gab es noch einen Riesenkrach, was ich nur in der Schweiz erlebt habe je. Wenn ein Buch rauskommt, gibt es plötzlich 100 Leute, die aufstrecken und sagen: »Ich will da auch als Autor genannt werden.« Und dann gab es ein Hauen und Stechen.

PB: Deswegen steht ja vorne »Unter der Mitarbeit von« oder?

BH: Das steht vorne drin, ja.

TL: Bist du jetzt noch manchmal da oder ist das abgeschlossen?

BH: Eigentlich ist es abgeschlossen.

TL: Mir war gar nicht klar, dass diese Perspektive auf Genogramme kein zentraler Aspekt in Meilen war, dass du da eher eine Außenseiterposition gehabt hast.

BH: Na ja, die Übertragung der sequenzanalytischen Vorgehensweise auf Genogramme, das geht auf Oevermann zurück. Das habe ich bei ihm gelernt. Bei aller Kritik an Oevermann, das muss man aufrechterhalten. Da konnte man auch tolle Sachen lernen.

TL: Die Darstellung dieses Konzeptes im Einführungsbuch für den Carl-Auer-Verlag ist meiner Meinung nach einfach wunderbar gelungen. Im Unter-

schied zu allen anderen Genogramm-Büchern werden diese prozessualen Aspekte da deutlich herausgearbeitet.

BH: Ja, das höre ich gerne. Ich denke auch, dass es ein ganz gutes Buch ist. Das nächste soll besser werden, ist ja auch für Fortgeschrittene.⁶ Dazu gibt es übrigens noch ein anderes Praxisfeld. Ich hatte ja neben meiner Uni-Arbeit und der Arbeit in Meilen psychiatrisch nichts über Bord geworfen. Ab 1992 hatte ich im Rahmen der Suche nach Praktikumsplätzen Kontakt mit der freien Lebensstudiengemeinschaft Melchiorsgrund aufgenommen, wo der Matthiessen Konsiliararzt war, und die damals viel mit Herdecke zusammengearbeitet hatten. Das ist ein Bauernhof mit 170 Hektar. Die haben mich irgendwann gefragt, ob ich bereit wäre, dem Landeswohlfahrtsverband gegenüber zu begründen, warum sie so lange Aufenthaltsdauern haben. Die behandeln Patienten mit Doppeldiagnosen, was nicht ganz einfach ist. Da musste ich erstmal schauen, was es an Unterlagen gibt. Es gab aber keine Unterlagen. Es war noch schlimmer als die Akten in den Jugendämtern. Dann habe ich dem damaligen leitenden Arzt vorgeschlagen, das Dokumentationssystem in diesem Haus etwas zu verbessern. Es kam dann dabei ein EU-Projekt mit 18 Teilprojekten heraus, wobei wir ein Teilprojekt hatten, das sich mit »Förderung der Dokumentation von Therapie-Prozessen« beschäftigte. Der Nebengedanke war dabei, dass die Patienten selbst mitdokumentieren und auf die Weise an EDV-gestütztes Arbeiten herangeführt werden. Das war meine Zusammenarbeit mit Melchiorsgrund. Ich habe dort auch regelmäßig einmal im Monat Fallbesprechungen gemacht und mit ihnen überlegt, wie man das alles dokumentieren und die Genogramm-Arbeit in den Therapieprozess einbauen kann. Mit Bernhard Strauß, dem Psychotherapieforscher in Jena, habe ich dann die Idee entwickelt, zu testen, ob Alltag als Therapie wirklich viel mehr bringt als Therapie als Alltag. Dafür hatten wir als Forschungsdesign den Vergleich von drei Kliniken: Melchiorsgrund, La Borde und die Springlake Ranch in Vermont, die ähnliche Konzepte verfolgen. Zu meinem Glück wurde das Projekt abgelehnt. Aber da wäre echt was rausgekommen für die Testung des Konzepts »Alltag als Therapie«. Das wurde also abgelehnt und ist dann im Sande verlaufen. Aber ich lebe eigentlich immer noch in dem Projekt.

TL: Solche Geschichten ziehen dich ja magisch an.

BH: Und ob.

TL: Am Anfang hast du gesagt: »Eigentlich ist alles Zufall.« Ich würde dir auch zustimmen, dass sich immer aus Gelegenheiten irgendetwas ergibt, das man vorher gar nicht plant oder absehen kann. Aber rückblickend ergibt es doch immer so etwas wie eine Linie.

6 Hildenbrand, B. (2018). Genogramarbeit für Fortgeschrittene. Vom Vorgegebenen zum Aufgegebenen. Heidelberg: Carl-Auer.

- BH: Kierkegaard hat gesagt: »Das Leben wird nach vorne gelebt und nach rückwärts verstanden.« Und wenn du ein Schlitzohr bist, machst du immer eine stimmige Linie draus, weil irgendeiner verlangt – das hat wohl eine christliche Tradition –, dass man einen korrekten Lebenslauf abliefern. Aber ich würde doch Wert darauf legen, dass da ein Haufen Zufälle passiert sind. Man muss nur bemerken, was gerade jetzt wichtig ist. Man muss auf den Zug aufspringen, sonst wird das gar nichts. Also, ich wollte mit der letzten Geschichte eigentlich nur noch deutlich machen, dass mein Thema »Alltag als Therapie« mich nicht losgelassen hat. Ich habe dann auch einen Artikel drüber geschrieben: »Unkonventionelle Verfahren der psychiatrischen Versorgung«.7 Kann ich dir auch schicken.
- TL: Jetzt musst du aber nochmal ein bisschen über deinen Text »Klinische Soziologie« sagen, der im nächsten Jahr als Buch erscheinen wird. Es hat den Untertitel »Ein Ansatz für absurde Helden und Helden des Absurden.« Wo würdest du dich da verorten?
- BH: Der Titel hat eine Geschichte. Ich habe also erstmal festgestellt, dass ich ein absurder Held bin und das wiederum stammt aus Camus' Studie über Sisyphos. Das habe ich einer Kollegin in Frankfurt, die für viele Verlage arbeitet, erzählt: »Ja«, sagt sie, »da musst du noch sagen, was der Fallbezug ist. Ist das jetzt ein Held des Absurden oder ist der Held absurd?« Da habe ich gesagt: »Beides.« Also ich bin erstmal ein absurder Held. Das ist der Wahnsinn, als Soziologe in die Praxis zu gehen und zu denken, dass irgendeiner das interessant findet, was du zu sagen hast. Und dann bin ich halt in zwei Felder des Absurden geraten. Das eine ist die Landwirtschaft. Warum die absurd ist, kannst du heute in der Zeitung nachlesen mit den vergifteten Eiern. Die kommen nämlich alle aus Massentierhaltungen. Von den üblichen Verdächtigen da oben (in Nord- und Ostdeutschland). Und die Sozialpädagogik, was ist da dran so absurd? Ganz einfach: Was ist der Unterschied zwischen einem Soziologen und einem Sozialpädagogen? Der Soziologe weiß, dass er kein Sozialpädagoge ist. Das ist der Unterschied. Kommt eigentlich aus der Seefahrt. Was ist der Unterschied zwischen einem Kapitän und Gott? Gott weiß, dass er kein Kapitän ist. Also, das ist das Feld des Absurden. Aber das Buch endet nicht so, dass ich jedem Soziologen empfehlen möchte, dass er sich auf diesen Trip begibt. Sondern nur, wen es danach treibt. Das heißt jetzt nicht, dass ich damit sagen will, dass mein Berufsweg gescheitert ist. Denn das ist es überhaupt nicht. Aber ich weiß genau, dass ich keine interessanten Bücher hätte schreiben können, wenn ich jetzt sozusagen auf der Hegelseite geblieben wäre, auf der ich ja nie war. Sondern der dänische Weg war halt schon der richtige. Also

7 Erschienen in: Sandra Rademacher und Andreas Wernet, Wiesbaden 2015, S. 261-278.

Hegel versus Kierkegaard. Das ist der Punkt. Also absurder Held – der Sisyphos soll sich ja glücklich fühlen, wenn der Stein grad runterrollt, denn dann ist er frei. Zitiert wird nur meist: »man muss sich ihn als glücklichen Menschen vorstellen«. Aber bei Camus heißt es anders. Er sagt: »Während er herunter läuft, weiß er, dass er sich diesen Weg gewählt hat und deshalb ist er frei.« Das ist der entscheidende Punkt. Dass ich mich in der Soziologie als klinischer Soziologe eingerichtet habe, weil das mein Weg war. Man könnte dafür natürlich jetzt wieder den Sisyphos-Mythos noch ein bisschen auswalzen, weil der Sisyphos ja nur deshalb den Stein rollen muss, weil er gegen die Götter gefrevelt hat. Ich weiß schon, gegen welche Götter ich gefrevelt habe.

PB: Sie haben sich ja auch einen Zwischenraum eingerichtet zwischen der Soziologie und der Sozialpädagogik, weil vieles, was Sie gemacht haben, ist sozialpädagogische Arbeit.

BH: Ja, ich habe sogar eine sozialpädagogische Einrichtung gegründet, in der ich einige Sozialarbeiter oder -pädagogen eingestellt habe. Also erstmal zwei Sozialarbeiter, dann eine Heilpädagogin, dann noch einen Psychiatrie-Pfleger – und jetzt sind fast nur noch Sozialarbeiter dort.

PB: Aber was ich besonders interessant finde, ist Ihre Faszination an den Geschichten, die ja auch eine Faszination an Menschen ist, die ihren Weg gehen. Der ist selten geradlinig, sondern meist voller Ecken und Kanten und Brüchen. Und gleichzeitig Ihre Kritik an solchen, die sie nicht angemessen unterstützen. Also das ist für mich so etwas wie der Kern Ihrer Kritik an der Sozialpädagogik, dass sie dem nicht angemessen begegnet.

BH: Dass sie keine Verantwortung übernehmen! In meinem Text über die klinische Soziologie sage ich noch, dass ein Soziologe, wenn er sich mit seinem Kernthema, nämlich den sozialen Problemen beschäftigt, gar nicht um die Sozialpädagogen herumkommt, weil die das Feld besetzt haben. Er muss also immer damit rechnen, dass, wenn er nicht grad die Entscheidung des zwölften Parteitags der KPDSU diskutiert, dass er immer mit diesem Berufsstand in Kontakt kommen wird. Damit muss er sich einfach auseinandersetzen. Jetzt kann er denen nach dem Maul reden oder kann einfach in die Statistik abwandern. Da kommen keine Sozialpädagogen vor, da kommen auch keine Akteure vor. Dann hat er seine Ruhe. Das war nicht mein Weg. Mein Weg war, hinaus in das Leben. Beziehungsweise nach Edmund Husserl »zu den Sachen selbst«, bloß dass der Husserl eben nicht bei den Sachen war, sondern dass er nur darüber geschrieben hat. Das kritisiere ich ja auch in meinem Manuskript über Verstehen und Verständigung. Die reden viel über Verständigung, es kommt aber kein Fall drin vor. Beim Alfred Schütz kommt ein Fall vor, und das ist sein Hund. Was noch ein zentrales Motiv ist: Als ich in der Psychiatrie per Zufall ange-

fangen habe, hatte ich mein erstes Büro auf einer geschlossenen Abteilung, in der es Patienten gab, die schon seit 30 Jahren dort waren. Und dann habe ich Pfleger beobachtet, wie die die Patienten behandeln wie den letzten Dreck und dass Ärzte über die Patienten ihre Witze machten. Da ging mir der Hut hoch. Die Psychiatrie hat so viel Dreck am Stecken, da hat keiner das Recht, einen psychisch Kranken abfällig zu behandeln. In der Jugendhilfe beobachte ich wieder dasselbe. Wie behandeln die eigentlich die Klienten? Die lassen die ja nicht mal zu Wort kommen. Das ist so ein Affekt, der mich begleitet seit der Psychiatriearbeit. Ich habe mich über die Psychiatrie immer geärgert. Und in Jugendämtern geht mir das immer noch auf den Keks, wenn die irgendwie sich despektierlich über Klienten äußern.

TL: Was ja wieder die Qualifikationsfrage aufruft.

BH: Ja, wenn die Qualifikation dazu beiträgt, dass man seine Macht nicht ausspielt. Wenn sie in der Lage sind, respektvoll zu sein. Das ist der entscheidende Punkt, ja.

TL: Jetzt hast du ja, wenn ich das richtig erinnere, zwei Jahre vor deiner Pensionierung deinen Schlaganfall bekommen.

BH: Ja, das stimmt, das war 2012. Ich war eine Weile von Jena weg. Und dann hatte ich mich wieder so viel berappelt, dass ich sagte: »Ich will hier ordentlich abschließen.«

TL: Du hast ja mit einem unglaublichen Aufwand und mit enormer Disziplin einen Großteil deiner Lähmung überwunden.

BH: Na, da brauchst du jetzt keine große Heldengeschichte draus machen. Das ist ganz einfach: In meinem Zustand kann ich ja nicht mehr viel machen. Ich kann ja nicht einen ganzen Tag hier auf dem Sofa liegen und lesen, da ist irgendwann Schluss. Ich kann auch nicht die ganze Zeit fernsehen. Also ich kann nichts anderes tun, ich muss immer ein Manuskript in der Bearbeitung haben. Damit bestreite ich drei, vier Stunden am Tag. Sonst würde ich ja Rennrad fahren, Kajak fahren, und mit der Astrid mit Eseln durch die Gegend laufen.

TL: Gibt es denn jetzt schon weitere Pläne, wenn das Genogramm-Buch fertig ist?

BH: Das Genogramm-Buch ist mein letztes größeres Werk. Aber in der Schublade liegt ein Buch mit dem Generaltitel »Ablösungen«, das wird sehr unterschiedliche Themen berühren, die entweder unmittelbar oder mittelbar mit Ablösungen zu tun haben. Die Kerngeschichten werden zwei Patienten aus meinem Konvolut sein. Das eine ist Frank Dietrich aus dem Buch »Fallrekonstruktive Familienforschung«, das andere ist Bernhard Hoffmann, der aus dem veröffentlichten »Familienmilieu«. Die beschließen eines morgens abzuhaufen. Und zwar will der Bernhard unbedingt seine Familie in Spanien besuchen. Die kommen aber nicht ganz dahin.

Da thematisiere ich noch ein paar eigene Erlebnisse von unseren Eselwanderungen.

TL: Das wird ein Roman?

BH: Nein, ursprünglich sollte es mal ein Roman werden. Bis ich gemerkt habe, dass für mich die kleine Form besser ist. Du kannst nicht mit 70 anfangen, einen Roman zu schreiben. Nein, das sind kleine Geschichten, wie zum Beispiel der Radrennfahrer Jens Voigt mal wieder ausgerissen ist, wie er das immer gemacht hat. Und der Nairo Quintana ist bei der Tour de France ja einer der Favoriten. Jedenfalls Quintana setzt dem Voigt jetzt hinterher und fährt hinter ihm, fährt keine Ablösung. Es ist auch eine Bergankunft, da ist klar, dass der Jens Voigt keinen Stich hat. Natürlich gewinnt Quintana. Das ist so eine Geschichte. Das sind immer so Fragmente, die momentan da sind.

TL: Möchtest du zum Schluss nach diesen vielen Geschichten noch etwas Zusammenfassendes sagen?

BH: Ja: Entweder man glaubt oder man ist überzeugt davon – mit Wilhelm Schapp⁸ –, dass der Mensch in Geschichten verstrickt ist. Entweder man lebt so oder man lebt es nicht. Und das ist der entscheidende Punkt. Was man nicht leben kann, hat keinen Wert.

TL: Vielen Dank für deine Zeit und das Gespräch.

8 Schapp, W. (2012). In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding (5. Aufl.). Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann.